

Hannes Mittermaier

Die (Ohn)Macht der Hochstapelei in Gottfried Kellers Kleider machen Leute

2022-09-16

<https://doi.org/10.25969/mediarep/18959>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Mittermaier, Hannes: Die (Ohn)Macht der Hochstapelei in Gottfried Kellers Kleider machen Leute. In: *Medienobservationen*. Macht. Mode. Männer. (2022-09-16). DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/18959>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here:

<https://www.medienobservationen.de/2022/0916-mittermaier/>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Share Alike 4.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Hannes Mittermaier

Die (Ohn)Macht der Hochstapelei in Gottfried Kellers *Kleider machen Leute*

Der nachfolgende Vortragstext wurde am 12. Juli 2021 an der Ludwig-Maximilians-Universität in München bei der in hybrider Form abgehaltenen Tagung „Mode. Macht. Männer“ von mir vorgetragen. Diese Zeilen seien vorausgeschickt, um den atypischen Ton des an manchen Stellen vermeintlich unakademisch wirkenden Textes als rhetorische Technik hervorzuheben. Der mitunter essayistisch verfabrende Stil ist eng gekoppelt an die Ereignishaftigkeit des Vortrags selbst. Dieser ist – und dahinter besteht die eigentliche Intentionalität – notwendig an die Performativität dieses Textes gebunden. Nur durch den Akt des Vortrags selbst, sprich: durch sein In-die-Welt-Schicken am Katheder, lebt der Text, weil er sich erhebt von seiner bloßen Schriftlichkeit und damit selbst als sich zeitigendes Ereignis argumentativ am geschilderten Sachverhalt gräbt. Es ist deshalb notwendig, sich bei der Lektüre der nun folgenden Zeilen die imaginierte Vorführsituation des Textes in ständiger Selbstdisziplin vor Augen zu führen.

Ich beginne mit einer beispielhaften Situation:

Sie befinden sich – wie es uns einst noch widerfuhr und hoffentlich bald wieder möglich sein wird – in einer großen Aula der Ludwig-Maximilians-Universität in München. Zwar unrealistisch für die bescheidenen Ansprüche der Literaturwissenschaft, aber um die Fallhöhe dieses Beispiels zu erhöhen, transferieren Sie sich bitte gedanklich in den größten Saal der Universität: Auditorium Maximum. Dort findet gleich ein lang erwarteter Vortrag eines namhaften Professors statt. Bereits zuvor fieberten Sie diesem besonderen Anlass entgegen. Sie haben die Eintrittskarten, die Sie vorher nur durch Zufall im Internet entdeckt hatten und dann um teure Moneten erstanden haben, sorgsam aufbewahrt. Die Karten sollen ja nicht knicken oder gar verschmutzen. Was machte das für einen Eindruck, wenn Sie mit ramponierten Eintrittskarten beim Kontrolleur am Eingang vorstellig würden? Um dem vorzubeugen, haben Sie Ihre Karten in einer Klarsichtfolie aufbewahrt, diese wiederum in einem eigenen Ordner am Schreibtisch mit dem Prädikat „WICHTIG“ untergebracht, bis Sie sie endlich heute aus dem Fach ziehen durften und – zugegeben – mit ein

bisshen Stolz unversehrt zum Schauplatz des Geschehens begleitet haben.

Doch schon hier fragt sich: Wer hat S(s)ie eigentlich begleitet? Haben Sie wirklich Ihre Eintrittskarte in der Hand oder lässt sich womöglich der umgekehrte Fall denken? Lohnt sich ein tieferes Nachspüren dieser vermeintlichen Paradoxie, dass vermutlich gar nicht Sie selbst Ihre Karte in der Hand haben, sondern dass die Karte Sie in der Hand hat? Wie kann Ihre Karte Sie in der Hand haben? Was ist das für eine absurde, kaum verständliche Aussage? Eine Karte hat keine Hand, und eine Karte kann schon gar nicht jemanden ‚in der Hand haben‘? Gerade diese Vorstellung von Possesivität ist doch hanebüchen! Eine Karte besitzt nicht, sondern sie *wird* besessen.

Dem stimme ich freilich unumwunden zu. Dennoch überkommt mich ein leiser Zug von Skepsis. Glücklicherweise sind wir ja hier ganz unter uns, nur vor unseren Hi-Tech-Computer-Geräten, die heutzutage schon fast von alleine sprechen. Diese beinahe wohlige Atmosphäre hinter unseren allbekanntesten Laptop-Linsen erweckt den Schein von Privatheit und lädt mich ein, mit Ihnen ein paar dieser vermutlich doch nicht so abstrusen Gedankengänge durchzuspielen, um schließlich dann auf einen kanonisch gewordenen Text der deutschen Literaturgeschichte, auf Gottfried Kellers *Kleider machen Leute*, zu rekurrieren.

Lassen Sie mich meine Eingangsszenerie zwischen Ihnen und Ihrer Karte und dem anstehenden Vortrag noch einmal thetisch pointieren: Ihre Karte *tut*. Und das meine ich ganz wörtlich: Ihre Karte tut, sie handelt, sie macht etwas mit Ihnen. Was in der jüngeren Literaturwissenschaft unter dem Terminus „Agency“ beschrieben wird, heißt in unserem konkreten Fall: Ihre Karte hat Sie zu einer bestimmten *Handhabung* mit ihr animiert. Sie haben sie anders behandelt als Ihre letzte Pizza-To-Go-Werbung, die Sie unlängst in Ihrem Briefkasten auffanden – obwohl da seit Jahren die Plakette angebracht ist: „KEINE WERBUNG!“. Der Vergleich scheint mir recht evident: Ihre Karte besitzt ein anderes Handlungspotenzial als die Pizza-Werbung, die Sie schnurstracks im eigens dafür platzierten Papierkorb neben den Briefkästen deponiert haben. Sie haben Ihrer Eintrittskarte eine größere Bedeutung zugeschrieben. Und denken Sie gleich schon weiter: Vielleicht sorgen Sie sich jetzt schon um das Danach Ihrer Karte: Manche Menschen behalten Eintrittskarten von Theater- und Operndarbietungen, Konzerten, Lesungen, Vorträgen, Kinobesuchen, Festivals etc. jahrzehntelang auf. Oft längst vergessen, führen sie in

eingestaubten Büchern – nie gelesen, aber im Schrank platziert zur pseudointellektuellen Dekoration des stimmig eingerichteten Interieurs – ihr Eigenleben weiter.

Verzeihen Sie mir den zynischen Akzent hinter dieser Bemerkung, die mit dem von Robert Pfaller etablierten Begriff der „Interpassivität“ noch viel treffender beschrieben werden könnte. Doch darum soll es an dieser Stelle nicht gehen, und auch über Ihre Eintrittskarte gäbe es ferner noch viel zu sagen. Da meine Redezeit aber äußerst beschränkt ist, will ich umstandslos den nächsten Schritt gehen. Die zweite These lautet: Das, was ich hier gerade tentativ anhand Ihrer Eintrittskarte illustriert habe, funktioniert auch mit dem Vortrag selbst, dem Sie in meinem kleinen Gedankenspiel gleich beiwohnen werden. Das heißt konkret: Ihre Karte steht in einem *synekedochischen* Bezug zur Veranstaltung selbst. Oder weniger fremdwordbefüllt: Ihre Karte, der kleine Fetzen Papier, steht für all das, was Sie mit der bevorstehenden Veranstaltung assoziieren.

Sie gehen mit einer bestimmten Erwartung in das Auditorium Maximum. Entsprechend dieser Erwartung haben Sie heute Ihren Tag geplant. Sie haben sich im Vorfeld um den Redner des heutigen Abends besonders interessiert, haben die Internetbeschreibung seiner neuesten Bücher und seinen Wikipedia-Eintrag gelesen, was Sie nie zugeben würden, aber Wikipedia kann inzwischen Scheinintellektualismus kurzerhand befördern. Ferner haben Sie etwaige Treffen mit Freunden auf einen anderen Tag verlegt, haben vielleicht Ihre Arbeit eine Stunde früher als sonst niedergelegt, damit Sie ausreichend Zeit zur Vorbereitung für die Abendveranstaltung haben.

Fragt sich doch an dieser Stelle, wie Sie diese eigens eingeplante Vorbereitungszeit genutzt haben: Waren Sie beim Frisör? Haben Sie sich Ihren Bart gestutzt oder gar ganz rasiert? Haben Sie heute ein neues Haargel zum ersten Mal probiert, weil Ihnen Ihr altbewährtes, weil zu pomadisierend, nicht mehr gefiel? Tragen Sie heute einen neuen Nagellack oder zumindest eine Farbe, die Sie noch nie auf Ihre Fingernägel aufgetragen haben? Haben Sie passend zur lackierten Farbe auch ein Kleidungsstück gewählt, das farblich-harmonisch zu Ihrem Gesamtauftritt passt? Oder mussten Sie kurzerhand nachlegen und haben sich ein neues Kleid gekauft oder ein neues Hemd, das zu Ihrem Leinenanzug passt? – soll im Sommer übrigens der Hitze eher trotzen als andere Stoffe. Bequemlichkeit ist sicherlich ein Argument. Doch was sind das für Fragen, die alle etwas Unkonventionell-Penetrantisches haben, weil sie das Alltägliche, das „Man

tut eben so“, auf eine lächerliche Art und Weise herausheben? Erinnern uns nicht diese Fragenbeispiele an etwas, das wir schon anhand Ihrer Eintrittskarte mokiert haben: Wie Ihre Eintrittskarte mit Ihnen tut, so tut es doch auch die Veranstaltung insgesamt. Warum tragen Sie überhaupt einen Anzug oder ein schickes Kleid? Hat das Standard-Hemd, das Sie sonst in der Arbeit tragen, heute Abend nicht mehr gereicht? War es nicht gut genug? Wer suggeriert Ihnen, ob etwas gut und angemessen für das Event heute Abend ist?

Es steht ja keiner neben dem Eintrittskarten-Kontrollleur, um Sie nach Ihrem Outfit zu begutachten. Oder etwa doch? Ich erinnere mich an meinen Abiturball, auf dessen Einladung der Beisatz „Abendkleidung erwünscht“ vermerkt war. Ich habe das damals schon nicht verstanden, was diese indirekt performative Aufforderung, Abendkleidung zu tragen, eigentlich meint. Rein germanistisch gesehen – und wir sind ja unter uns –, meint das Wort „Abendkleidung“ eine Kleidung, die man am Abend trägt. Dass das nicht stimmt, wissen wir alle. Oder haben Sie an einem Abiturball schon einmal teilgenommen, bei dem jeder Pyjamas trug?

Doch zurück zu meiner imaginierten Lesung: Gibt es sie etwa doch, diese Instanz, die uns im Eingangsbereich von Fuß bis Kopf abprüft und auf unsere ästhetische Kompetenz inspiziert? Vielleicht befindet sich diese Instanz als ein immer eingebildetes Regulativ in unserem Kopf, um uns ständig zu beaugapfeln. Hatten Sie jemals das Gefühl, bei einem Date „underdressed“ zu sein? Was ist das für ein seltsames Gefühl, „zu schlecht“ angezogen zu sein? Wer tritt in das Schiedsgericht? Wer richtet darüber, ob sie gut, schlecht, zu schlecht oder zu gut angezogen sind?

Genauso, wie Sie mit Ihren Erwartungen an Ihrem eigenen Auftritt herumgefeilt haben, so erwarten Sie sich das von Ihrem Gegenüber. Wehe, jemand tanzt aus der für allgemein gültig erklärten Norm: „Ah, schau, hast du den da drüben gesehen?“ Noch krasser erscheint die Wirkung, wenn wir uns mit diesen Vorwürfen dem Vortragenden selbst zuwenden: Der Vortragende, ein althergebrachter Professor, namhaft weit über sein Fach hinaus und seines Zeichens ein Repräsentant der hierarchisch höchst eingestufteten Bildungseinrichtung, der sakrosankten Universität. Was passiert, wenn das Licht des Saales erlischt, Sie auf Ihren Plätzen dem epiphanen Moment sehr nahe sind und er nun endlich erscheint – was passiert, wenn er dann – auf den Sie so lange gewartet haben –, ganz untypisch, mit einem die Muskeln, aber auch die Plauze präsentierenden Tank Top, einer

Badehose und Schwimmsandalen – unbesockt – an sein Katheder tritt und mit seinem Vortrag beginnt, so, als sei alles „normal“?

An dieser Stelle möchte ich meine Ausführung zu diesem einleitenden Beispiel absetzen und direkt überleiten zu Gottfried Kellers 1874 erstmals veröffentlichter Novelle *Kleider machen Leute*, deren Titel wie kein anderer auf die hier von mir geschilderte Eingangsszenerie passt. Die konventionalisierte Wendung „Leute machen Kleider“, die semantisch eindeutig scheint, wird in Kellers Text invertiert, verdreht, in eine andere Perspektive gestellt: *Kleider* machen Leute. Die Inversion des vermeintlichen Akkusativobjekts zum neuen Satzgegenstand erinnert uns an das Beispiel der Eintrittskarte: Die Karte handelte auf eine bestimmte Art, auch bei Keller tun und machen die Kleider. Das geschlechtsneutrale Pluraletantum „Leute“ ist nur Objekt, nicht *es* selbst macht, sondern *mit* ihm wird gemacht.

Der rhetorische Kniff, also die Verdrehung zwischen Subjekt und Objekt, ist zugleich schon ein Hinweis auf die Tradition, in die sich Kellers Text einschreibt: *Kleider machen Leute* geht nämlich zurück auf eine zum Sprichwort gewordene Stelle in Quintilians *Institutio oratoria*: Darin heißt es: „Vestis virum reddit“¹ – „Die Kleidung ergibt den Mann“ – oder eben in einer, gendertechnisch, neutraler ausgedrückten Form: „Kleider machen Leute“.

In Kellers Novelle geht es um ein virtuos erzeugtes Geflecht an Zufällen und damit verwobenen Kausalitäten, die den am Eingang des Textes noch namenlosen, verarmten und sozial gescheiterten Schneider Wenzel Strapinski einer mehrfachen Persönlichkeitswandlung unterziehen. Wenzel Strapinski gelingt es – wie das genau geschieht, will ich hier asymptotisch aufzeigen –, sich vom verarmten Schneiderlein zum Adelsmann umzumodeln. Zwar fällt die Hochstapelei auf, und Wenzels nur eingenommene Rolle eines polnischen Edelmanns wird enttarnt, dennoch fällt Wenzel seine Angebetete, des Amtrats Töchterchen Nettchen, als Frau zu. Auch die befeindeten Dörfer – Wenzel kommt von Seldwyla nach Goldach – befrieden sich, und Wenzel avanciert zum erfolgreichen Tuchhändler.

¹ Vgl. Quintilian: „Institutio oratoria. VIII 5“. Hier zitiert nach: Gottfried Keller: „Die Leute von Seldwyla“. Hg. Thomas Böning. 2. Aufl. Frankfurt am Main 2018, S. 752.

Was sich hier in recht verknappter Form als Inhalt der Novelle nacherzählen lässt, stellt nur den Erstzugang zur Frage her, welche Begründung der Text selbst für die Karrieresprünge seines Protagonisten Wenzel Strapinski nennt. Gleich am Anfang, in der Exposition der Figur, insistiert der extern fokalisierte Erzähler neben dem desolaten Zustand auf eine löblich hervorgehobene Eigenschaft Wenzel Strapinskis: Wenzel trage über seinem schwarzen Sonntagskleide, welches sein einziges war, einen weiten dunkelgrauen Radmantel [...], mit schwarzem Samt ausgeschlagen, der seinem Träger ein edles und romantisches Aussehen verlieh, zumal dessen lange schwarze Haare und Schnurrbartchen sorgfältig gepflegt waren und er sich blasser aber regelmäßiger Gesichtszüge erfreute.²

Sein gepflegter Habitus und seine Adelsblässe sind Wenzels zuletzt gebliebenes Kapital. Mit ihm geht er, ohne davon zu wissen, auf Wanderschaft. Es ist der erste große Zufall, den die Erzählung schildert, dass Wenzel in seinem planlosen Vagabundieren, das mehr einer Flucht als einer Muse gleicht, auf einen Kutscher trifft, der auf einen Schweizer Grafen wartet. Auch ob des drohenden Regens und ob der Gutmütigkeit des Chauffeurs, aber vor allem wegen Wenzels gepflegter, ja, geradezu aristokratischer Erscheinung wird er von dem vornehmen Fuhrwerk zum nächsten Gasthof kutschiert. Dort angekommen, sorgt das Neue, das von ihm ausgeht, für Furore: Wie er aus der Kutsche tritt, meint man „wenigstens ein geheimnisvoller Prinz oder [ein] Grafensohn“³ habe den Gasthof zur Waage betreten. Schnell scharft sich eine Dienerschaft um ihn, und der Koch bemüht sich um das kostbarste Essen, das er auf die Schnelle kredenzen kann. Und damit ist die Inversion des armen Schneiderleins vollzogen. So schnell kann man zum Adelsmann werden. – Kleider machen Leute.

Es bietet sich an, die Wandlung Wenzel Strapinskis mit der Tradition eines klassischen Hochstapler-Narrativs zu deuten: Eine Figur bedient sich der Möglichkeit der Selbstinszenierung, erdenkt sich ein zweites Selbst, das nach außen hin als kohärente und authentische Erscheinung wirken soll, um mittels dieser fingierten Rolle einen sozialen Aufstieg zu erzielen. Dabei gelten ein eloquentes Sprachvokabular, ein besonderes Talent oder die passende Kleidung als Authentifizierungsmarker der

² Gottfried Keller: „Kleider machen Leute“. In: Ders.: „Die Leute von Seldwyla“. Hg. Thomas Böning. 2. Aufl. Frankfurt am Main 2018. S. 286–332, hier S. 286.

³ Ebd., S. 287.

fingierten Rolle. Obwohl Kellers Text älter ist als die kanonisch gewordenen Hochstapler-Werke des 20. Jahrhunderts – vorneweg Thomas Manns *Felix Krull* oder Carl Zuckmayers *Hauptmann von Köpenick*, worin es passenderweise auch um eine Uniform geht –, ist es gerade Kellers Spiel mit der Inversion, die den Text so zeitnah und zeitrelevant macht: Es ist das „Kleider machen Leute“-Paradoxon, das Wenzel Strapinski vom sich nur selbst inszenierenden, klassischen Hochstapler abhebt: Wenzel wird viel mehr zu dem gemacht, was er am Ende ist. Sich dieser Ausweglosigkeit bewusst, in die er gerät, berichtet der Erzähler von Wenzels Resignation im Gasthof Waage, in dem er kurzzeitig die sanitären Einrichtungen aufsucht: „Dort lehnte er sich bitterlich seufzend an die Wand, und wünschte der goldenen Freiheit der Landstraße wieder teilhaftig zu sein, welche ihm jetzt, so schlecht das Wetter war, als das höchste Glück erschien.“⁴ Wenzels Situation ist *aporetisch*: Er kommt gar nicht mehr aus seiner Rolle heraus, die ihm seine Kleider zugespielt haben. Zu dicht ist das Inszenierungsgehemme, das sich um seine Person herumgesponnen hat. Wenzel Strapinski ist lediglich der, zu dem er gemacht wird. Sein eigener Handlungsraum ist auf ein Minimum reduziert. Ohnmächtig scheint er hinsichtlich der Frage, was er eigentlich sei; mächtig hingegen, was er als Edelmann Wenzel Strapinski tun möchte, dann dort *tun* alle anderen für ihn. Und das ist der eigentlich diskutabile Teil von Kellers Meisternovelle und begründet vermutlich ihre zeitlose Aktualität: *Kleider machen Leute* ist die Geschichte einer großen Selbstbetrachtung, nicht nur für Wenzel Strapinski, sondern für alle Rezipienten, die seinem Schicksal in der Form der Leserin oder des Lesers beiwohnen.

Alle Hochstapler-Geschichten fragen nach der Legitimation der Hochstapler-Figur. Diese ist nie intrinsisch durch sich selbst begründet, sondern bedarf der Anerkennung durch andere. Das ist in Kellers Beispiel durch die Verdrehung des Titels zu erklären: Die Kleider bzw. das, was mit ihnen von Wenzels Umgebung *gemacht* wird, rücken ihn in die Rolle des Edelmanns. Wenzels Rolle wird gemacht, und zwar von allen anderen um ihn herum. Das ist ein Grundsymptom der Hochstapler-Figur: Sie funktioniert nur so lange, wie es ihr gelingt, die Illusion aufrechtzuerhalten, die sich um ihre Figur bildet. Dann lackmeiert der Hochstapler immer alle anderen, die es zugelassen haben, dass die Fiktion zur Wahrheit wurde. Gottfried Kellers Werk *Kleider machen Leute* entschleierte die Macht der

⁴ Ebd., S. 290.

Kleidung, indem es gerade die faktische Ohnmacht ihrer bloßen Materialität und Gemachtheit betont. Mächtig werden die Kleider erst dann, wenn man ihnen Macht zuschreibt. Oder hätten Sie diesen meinen Vortrag anders wahrgenommen, hätte ich diese Gedanken in Tank Top und Badehose präsentiert?